

Filmfestspiele in Berlin oder: Nie sollst du mich befragen ...

Der möglichen Gründe für die Berliner Filmfestspiele waren drei. Man wollte, erstens, der Welt vor Augen führen, wie schmalbrüstig und unentschieden das deutsche Filmschaffen heute sei (ein Beweigrund, den niemand so recht einsehen kann); man wollte, zweitens, sich selbst gute ausländische Filme zu Gemüte führen, um daraus zu lernen (was man als lobenswert, aber doch ein wenig umständlich bezeichnen müßte); oder aber man wollte, drittens, nun auch „seine“ Filmfestspiele haben (was man ohne Feierlichkeit als läppisch betrachten müßte). Aus alter Neigung zu Berlin, einer der Wiegen der Filmkunst überhaupt, möchte man dem Grunde Nummer zwei den Vorzug geben. (Daß man sich solche Fragen überhaupt vorlegt, liegt an den inständigen, ratlosen Fragen einiger wohlmeinender Journalisten aus der weiten Welt.)

Zum Grunde Nummer zwei: da war nun allerdings einiges zu lernen, für Regisseure, Schauspieler und Autoren. Wenn Filme wie „The Browning Version“ (Die Browning-Version), „Justice est faite“ (Das Urteil ist gesprochen), oder auch, am Rande und außer Wettbewerb, „Dr. Knock“ und „Der Prozeß“ sich folgten, so bot die Lektion sich unabwesbar von selber an. Wer Ohren hatte zu hören, der hörte, und wer Augen hatte zu sehen, der sah. Die mit leisen Mitteln äußerst fein durchgeführte Charakterzeichnung des an seiner Erziehungsaufgabe gescheiterten Lehrers in der „Browning-Version“ sei eine Lektion für unsere Charakterdarsteller, wie auch Jouvets „Dr. Knock“. Aus „Justice est faite“ lernte der Filmautor, wie man einem, an sich mageren Treatment, des Lebens die Fülle und einem zweidimensionalen Streifen Raumtiefe verleiht. Wohingegen „Hoffmanns Erzählungen“ mit ihrem farbtöpfischen Prunk aussehen schienen zu zeigen, was eine künstlerische Sackgasse ist.

Es gab also nicht nur positive, sondern aus Eigenem bot. (Und doch spielte Ernst Deutsch soeben zum 50. Male in Büchners nißen und seine vielgelobten Qualitäten zu er-

„Dantons Tod“.) So gab man denn im Schöneberger Ballhaus, dem „Prälaten“, der sich mit seinem modernen, lichten Interieur überall sehen lassen kann, einen Berliner Film-Ball. Mit einem Mitternachtskabarett. Aha, dachte nun jener, der diese Zeilen voll Webmut schreibt, nun werden wir ein wenig Berlin erleben! Aus erster Hand, aus Witz und Geist. Die Phantasie zauberte sich bereits den Riesen-

lobold Werner Finck auf die Bühne, oder, etwas gräßlicher, eine — vielleicht verjüngte — Cläre Waldhoff (ob alle beide eigentlich gar nicht von dorten), aber die Phantasie irrite. Das Programm war anders. Berlin war nicht dran. Ein Opernballett tanzte einen... holändischen Holzschuhltanz. Ein Sänger sang mit Inbrunst die... Serenade von Toselli. Margot Hielscher (deren qualitätvolle Leistung nicht bestritten sei) sang ein Chanson von der... Seine! Nein, Berlin war nicht dran! Und doch stelle man sich nur einmal vor: Paris habe einen eingeladen und biete einem ein Lied von der... Spree! Man handele wie jener Studentenrat, der auf dem Gipfel des Vesuvs sang: Warum ist es am Rhein so schön... Ganz aus Versehen kam dann auch noch ein bißchen Schnauze... hätte man doch den Geist des alten Meisters Liebermann beschworen, der der „Schnauze“ jenen Geist einhauchte, der ihn einzigartig machte in der Welt... einst.

Wenden wir uns erfreulicher Dingen zu! Reizend, ganz reizend war ein Mitternachts-souper in der Queen-Bar. Zwei mexikanische Herren (nicht weit von der Spree geboren) gaben das intime Fest. Sie schufen einst für den Berliner Film. Unter ihren Fittichen entstand der Film „Mädchen in Uniform“. Nun machen sie Filme jenseits des Wassers und... welch' ein Wunder: sie brachten die „Mädchen in Uniform“ wieder mit. Diesmal heißen sie allerdings „Muchachas en uniforme“. Auch eine Hauptdarstellerin hatten sie mitgebracht, und, obwohl echte Mexikanerin, sprach sie berliner Dialekt (sie hat einen deutschen Gatten). Und zweites Wunder: sie traf sich mit Dorothea Weick, der Hauptdarstellerin aus „Mädchen in Uniform“. Dorothea sah so bleich aus wie Rossaura bronzenfarben. Man mußte die Blässe einem Selbstmordversuch Dorotheas zuschreiben, der — Gott sei Dank! — noch vor einer Woche — nicht gelang. Vielleicht sind William und Rodolfo aus Mexiko das rettende Sternbild.

Erbaulich war eine kleine Versammlung der Filmkritiker, die Kultursenator Dr. Tiburtius einberufen hatte. Wie kann man der am Boden schleifenden deutschen Filmproduktion helfen? Welche Gründe gibt es für ihr Versagen? Hat

es kein Geld? Wohl nicht. Und doch hat sie in einem Jahr — so hieß es — 90 Spielfilme gedreht. Also hat sie doch Geld? Sie hatte Geld. Aber keine Geduld. Man hatte Eile und machte Filme auf Nummer sicher. Nummer sicher? Auch dieser Begriff ist, wie alle anderen fragwürdig geworden. Und nun hört man, es sei kein Gremium zur rechten Auswahl für Berlin dagewesen. Nun, da hätte man also die schlechten Erfahrungen von Cannes noch einmal wiederholt. Armes Venedig . . . Verzeihung, armes Deutschland, wenn du so unberaten nach Venedig gehen solltest, zur Biennale. — Wie gesagt, man hatte Kritiker des Films zum Rundgespräch eingeladen. Aber was wissen schon sie? Sie verstehen nichts. Sie haben nur den Ratschlag, wieder künstlerische Kollektivs zu bilden, langsam, mit Ge-

duld, damit etwas Homogenes aus Autoren, Regisseuren, Schauspielern, Produktionsleitern und Geldgebern zusammenwachse. Das würde den künstlerischen Auftrieb des Schaffens erhöhen und die Kosten herabsetzen. In einem schlaffen Körper muß das Herz wieder zu pochen beginnen.



Nach dem festlichen Gewoge der Tage wurde ich von den herzlich bemühten Veranstaltern — denen für vieles Gelungene Dank gesagt sei — gefragt, ob Berlin, über eine gewisse Zeit, wieder Filmfestspiele machen solle. Ja, da gibt es nur eine einzige Antwort. Berlin kann, wenn es . . . einen einzigen wirklich guten deutschen Film zu zeigen hat.

Hans Schaarwächter